

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 73 (1995)
Heft: 11

Artikel: Neue Wege des Abschiednehmens
Autor: Weber, Ruedi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-725176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Wege des Abschiednehmens

Der Autor dieses Artikels, Dr. Ruedi Weber, ist Naturwissenschafter und Theologe. Er macht Forschungen zum Beziehungsgeschehen, Beratungen von Institutionen, Kurse für Berufsleute und Laien, ist Dozent an Hochschulen und führt eine eigene Praxis für neue Wege der Trauer.

Mit dem letzten Atemzug eines Menschen verändert sich alles um ihn herum. Im Spital oder Heim bricht eine Hektik aus. Die Pflegenden eilen jetzt durch den Gang und rufen nach dem Arzt. Der Tote wird rasch aus dem Zimmer gebracht. Bestatter sind rund um die Uhr und überall erreichbar und holen die Toten rasch ab. Und plötzlich werden wir Angehörigen anders behandelt ...

Als Angehörige konnten wir über die Besuchszeit hinaus und über Nacht bei unsren Sterbenden bleiben. Für seine und für unsere Bedürfnisse hatten die Pflegenden ein offenes Ohr. Ist er tot, wird er innert einer halben Stunde aus dem Zimmer gebracht. Wenn wir Angehörigen kommen, ist er schon im Kühlraum unten im Keller, mit einer Bandage, die ihm den Mund zuspresst. In Heimen kann er im besten Fall bis gegen Abend bleiben. Aber dann muss er auch in den Kühlraum oder in die Aufbahrungshalle.

Ein Abschied auf Distanz

Als er ins Heim eintrat, wurde er von der Pflegedienstleiterin persönlich begrüßt. Jetzt, da er tot ist, sagt sie: «Ein Toter ist eine Zumutung für die andern im Zimmer», und lässt ihn wegbringen.

«Als er noch lebte, pflegten wir ihn oder waren in die Pflege miteinbezogen.

Wir gaben ihm zu essen, halfen ihn waschen, ein frisches Hemd anzuziehen. Wenn er tot ist, macht es das Personal allein, und wenn wir kommen, ist schon alles fertig.»

«Als er noch lebte, gingen wir mit ihm zum Arzt, in die Therapie. Jetzt wird er vom Bestatter mitgenommen, und niemand von uns geht mit ihm. Brauchen wir es nicht für uns persönlich, ihn zu begleiten?»

«Man mutet uns zu, eine tote Frau fremden Männern zu überlassen, seien diese nun Pathologen oder Bestatter, die sie dann nackt ausziehen. Das ist nur bei Toten möglich.»

«Solange sie lebte, wusch, frisierte und schminkte sie sich selber, später die ihr vertrauten Pflegenden oder wir Angehörigen. Nun macht es ein ihr fremder Bestatter, der sie nicht kennt. Etwas, das man sich nur bei Toten erlaubt.»

«Zum Abschied haben wir sie immer geküsst, ihr gesagt, dass wir nun gehen werden, haben ihr übers Haar gestrichen, unsere Hand auf die ihre gelegt und ihr etwas Gutes gewünscht. Wenn sie tot ist, machen wir nichts mehr von alledem. Ein Abschied auf Distanz.»

All diese Aussagen zeigen, dass mit dem letzten Atemzug ein Mensch zu etwas wird, mit dem nur noch Fachleute mit Schutzkleidung und Handschuhen umgehen dürfen, Bettwäsche einer Sonderbehandlung unterzogen wird. Er wird zu etwas, das sofort aus dem Zimmer gebracht, das künstlich «schön» gemacht wird, das man dann hinter Glas aufstellen kann, das bei seiner eigenen Trauerfeier in der Kirche nicht dabei ist, von dem der Pfarrer redet und für das er betet wie für etwas Abwesendes. Für den Pfarrer und die meisten andern ist es eine sterbliche Hülle. Das Wesentliche ist weg. Es ist eine Leiche, ein Zeichen für Gewesenes, der Absprungpunkt in die Erinnerung. Für mich ist meine Tote nicht in dieser Weise tot. Sie ist meine Liebste in ihrer jetzigen Gestalt. Ich erlebe sie, fühle sie, spreche mit ihr. Das ist etwas ganz anderes als Erinnerung.

Wie können wir Abschied nehmen?

Von Toten kann man nicht Abschied nehmen, so wie man von Abwesenden auch nicht Abschied nehmen kann. Die toten Toten kann man nur mehr oder weniger «würdig» fortschaffen.

Wie kann ich Abschied nehmen von meiner Toten, die für mich nicht tot ist? Eine Frau erzählt, sie habe noch eine Nacht bei ihrem toten Mann geschlafen, bevor sie den Arzt benachrichtigt habe und die ganze Maschinerie in Gang gekommen sei.

Die meisten «wohlmeinenden» Ratsschläge sind für uns Angehörige falsch, weil sie gegen unsere persönliche Beziehung zu unserem Toten gerichtet sind. – Eine Frau möchte zu ihrem Freund, der sich zu Tode gestürzt hat. Polizei, Arzt und auch Freundinnen raten ihr dringend davon ab. Sie zerstört dadurch ihre schönen Erinnerungen. Man lässt sie allein, und niemand geht mit ihr. Es sei gut für sie gewesen, sagt sie danach, nichts Schreckliches. Schlimm sei die Glasscheibe gewesen zwischen ihr und ihrem Freund. – Einer Mutter will man verwehren, zu ihrem bei einem Zugunglück getöteten Sohn zu gehen. «Ich habe ihn gesehen, wie ich ihn geboren habe. Warum sollte ich ihn nicht sehen, wenn er tot ist?» sagt sie. – Eine Tochter behält ihre Mutter bis zur Bestattung zu Hause. Sie pflegt sie und sucht dann, was sie ihr anziehen könnte. In ihrem Schrank findet sie zwei Totenkleider, die die Mutter bereit gemacht hat, ein leichtes für den Sommer, ein warmes für den Winter. Es ist ihr, als sei die Mutter selber da und reiche sie ihr.

Neue Wege suchen

In meinen Gesprächen und Kursen beggne ich einer grossen Ratlosigkeit, verbunden mit der Bereitschaft, neue Wege zu suchen. Ein Heimleiter sagt klipp und klar: «Bei uns gehen die Verstorbenen denselben Weg wie die Exi-

tuswäsche, in den Kühlraum neben der Waschküche. Das ist im Architektenplan schon so eingezeichnet.» – Auch zwischen Betreuten und Pflegenden entsteht eine Beziehung, die nicht abbricht mit dem letzten Atemzug. Aber die Vorschriften für den Umgang mit den Verstorbenen tragen dem nicht Rechnung. Das Persönliche geschieht versteckt. Es gibt Pflegende, die mit ihren Toten sprechen, wie sie mit ihnen gesprochen haben, als sie noch lebten. Aber die meisten machen es nur, wenn niemand anderer dabei ist. «Sonst denken die, ich spinne», sagt eine Pflegende. Grundsätzlich dürfen sie nur zu zweit in das Zimmer des Toten. Sie umgehen das und tragen auch die vorgeschriebene Schutzkleidung nicht bei der Totenpflege. Viele möchten auch den Toten in seiner Ruhe nicht stören. «Ich würde Sie gerne so liegen lassen», sagte eine zu ihrem Toten. Er liegt auf der Seite, mit leicht angezogenen Beinen. «Aber ich muss Sie jetzt auf den Rücken drehen. Die Angehörigen wollen es so.»

– Eine andere sagt zu ihrem Toten: «Jetzt muss ich Sie ‹plage›!» Dann bindet sie ihm das Kinn hoch. Das braucht unheimlich viel Kraft, und es presst ihm den Mund zu, sagt sie mit bewegter Stimme. Die Angehörigen wollten es, sagt auch sie. – In Wirklichkeit folgen beide der üblichen Totenpflege und nicht dem ausdrücklichen Wunsch der Angehörigen. Pflegende machen vieles, was für sie nicht stimmt, und lasten es den Angehörigen an. Sie müssten sonst mit den Angehörigen über ihr Unbehagen sprechen. Damit würden sie sich persönlich zeigen und die Angehörigen würden miteinbezogen. Aber das tut kaum jemand.

Eine Krankenschwester erzählt von einem Toten, der kaum mehr Zähne hatte. Sie spricht mit ihm und sagt, dass sie ihm seinen Mund mit Watte austopfen werde und dass sie das ungern mache und es ihr leid tue. In der Nacht sieht sie ihn im Traum, wie er am Wattebausch würgt und ihn mit der Zunge hinauszustossen versucht.

Für Pflegende ist es ein Unterschied, einen ihnen vertrauten Toten zu pflegen oder einen fremden. Eine Krankenschwester erzählt, dass sie die Patienten schon beim Berühren erkenne und fühle, wie es ihnen gehe. Sie habe einmal einen Toten einer anderen Abteilung pflegen müssen. Ihre Hand hätte sich unwillkürlich zurückgezogen, als sie ihn berührte. Die Haut war ihr fremd, ungewohnt. Sie hatte keine Beziehung zu ihm. Es habe sie grosse Überwindung gekostet, ihn zu pflegen. Vielleicht verstehen wir nun jene Gemeindeschwester, die sich weigert, Totenpflege zu machen, wenn sie den Toten nicht schon zu Lebzeiten gepflegt hat.

Pflegende spüren, dass ihre Beziehung zu ihren Toten anders ist als die der Bestatter. Eine Krankenschwester sagt zum Bestatter, er solle mit dem Toten «echli fiin umgah». Sie fühlt, dass er nicht die persönliche Beziehung hat wie sie. Eigentlich müsste sie zusammen mit den Angehörigen das tun, was sie dem Bestatter überlässt.



Foto: present/Liedke

**Persönlich
Abschied nehmen
gibt den
Angehörigen
Kraft und
Stärke.**

Die Perversion im Umgang mit Toten

Der übliche Umgang mit den Toten schafft eine perverse Situation. Den Angehörigen wird ihr Toter weggenommen. Sie können ihn nicht mehr pflegen, ihm ihre Zuwendung nicht mehr geben. Wohin sollen ihre Gefühle für ihn, wenn ihr Toter nicht mehr da ist?

Angehörige werden oft aufgefordert, ihre Gefühle der Trauer zuzulassen. Aber wenn ihr Toter nicht mehr da ist, gehen sie in die Leere, und man schämt sich, ich meine zu Recht. – Niemand er dreistet sich, einem Verliebten zu sagen, er solle seine Gefühle für die abwesende Geliebte zeigen. Denn sie sind in dem drin, wie er ihren Blick sucht, wenn sie da ist, wie er sie berührt. – So ist es auch zwischen Angehörigen und ihren Toten. Die Gefühle sind in dem drin, was sie tun (= intim), im Berühren, im Waschen, Kleiden, Betten, Schmücken. So wie bei jener Mutter, die sich auf ihren an Jugendkrebs gestorbenen Sohn legt, schluchzt und heult, ihn dann zu waschen beginnt und jeden Teil seines Körpers, der ihr seit seiner Geburt vertraut ist, küsst und salbt. Sie sieht die Muttermale und die Narbe, wo er als Kind gefallen ist.

Wir können unsere Gefühle für unsere Toten nicht leben, wenn unsere Toten nicht mehr da sind. Wir Angehörigen brauchen unsere Toten, und wir brauchen all diese Verrichtungen, die heute die Pflegenden und die Bestatter machen. Dann kann fliessen, was sonst als Trauer sich in uns staut und zu Schmerz erstarrt.

Mit dem Toten sein bis zur Bestattung

Durch unsere Pflege, das direkte Berühren und unsere Fürsorge wächst die Verbindung zu unseren Toten, wie er jetzt ist. Angst vor dem Toten, Phantasie-, Geister- und andere Vorstellungen über ihn, die uns möglicherweise kommen, sind Zeichen, dass wir nicht persönlich mit dem Toten verbunden sind. Aus der persönlichen Verbindung heraus werden wir Wege suchen, bei unseren Toten zu sein bis zur Bestattung. Wasverständnislos als Totenwache bezeichnet wird, wird kaum mehr gemacht. Sie ist das In-Verbindung-

Bleiben der Angehörigen mit ihrem Toten, bis sie ihn beisetzen. Immer sitzt jemand bei ihm, und wenn sie sich abwechseln an seinem Bett, geben sie ihr Verbundensein mit ihm weiter. Der Tote ist nie allein, und nie geht ein Ausseinstehender allein zu ihm hinein.

Unsere Toten sind in unserer Gesellschaft schutzloser als das wehrloseste Kind.

Die Abschiedsfeier für unseren Toten

Dafür können wir uns nicht an der herkömmlichen Trauerfeier orientieren, die der Pfarrer gestaltet, an der er spricht und handelt.

Angehörige eines Fabrikanten, der überraschend gestorben war, baten mich, ihnen zu helfen. Sie wollten keine Feier mit einem Pfarrer, erwarteten aber doch etwas Ähnliches von mir. Ich versuchte, ihnen klar zu machen, dass es um den Abschied von ihrem Vater, ihrem Grossvater, ihrem Ehepartner gehe. Dass nicht ich Abschied nehmen könne für sie, dass es ihr Abschied sei und ich nichts anderes tun könne, als ihnen dies zu ermöglichen. – Es ist immer ganz schwierig für Angehörige, sich für das Persönliche zu entscheiden und nicht im Unpersönlichen zu bleiben. – Nach einer Weile brach es aus einem jungen Mann hervor: «Er ist mein Grossvater. Ich muss mit ihm noch reden. Es ist mir egal, was die anderen Leute denken, die kommen. Ich habe ihm noch Dinge zu sagen, die ich ihm nie sagen konnte. Jetzt muss er einmal zuhören, wenn ich rede.» Das öffnete bei allen Angehörigen die Tür zum Persönlichen. Daraus entstand ihre gemeinsame Feier und ergriff die über zweihundert anderen Teilnehmenden. Die Angehörigen sagten danach: «Das hat uns stark gemacht.»

Die üblichen Trauerfeiern kosten die Angehörigen meist viel Kraft, weil sie das zurückhalten müssen, was sie mit ihrem Toten verbindet. Denn die persönliche Beziehung zum Verstorbenen steht hier nicht im Zentrum. In der persönlichen Feier leben die Angehörigen ihr Verbundensein mit ihren Toten in ihrer Mitte, tragen ihn dann hinaus und setzen ihn bei. Sie begehen dabei den Übergang von der berührbaren und berührenden Nähe zu ihren Toten,

zu einer Nähe, die mit der Beisetzung weitergeht.

Persönlich Abschied nehmen bedeutet, sich auf etwas einzulassen, das wir nicht kennen. Als Angehörige haben wir selber wenig persönliche Erfahrung im Umgang mit Toten. Wenn wir sie einander mitteilen, vervielfachen wir sie und ermutigen einander, mit unsren Toten persönliche Wege zu gehen.

Ruedi Weber

Schreiben Sie uns

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Der Tod von lieben Angehörigen und nahestehenden Freundinnen oder Freunden ist etwas, mit dem wir uns alle irgendwann auseinandersetzen müssen oder schon auseinandergesetzt haben.

Wir sind interessiert zu erfahren, wie Sie den bei uns üblichen Umgang mit Toten erlebt haben und welches Ihre Erfahrungen mit Pflegenden in Spitäler oder Heimen und Bestattern waren. Wie reagieren Sie auf die herkömmliche Art von Trauerfeiern? Wir möchten von Ihnen erfahren, was für Sie dabei stimmt und was nicht. Wie gehen Sie mit Ihren Gefühlen von Trauer um, wieviel Zeit braucht es überhaupt zum Trauern? Und wie möchten Sie selber Abschied nehmen können?

Bitte schreiben Sie uns. Ihr Brief sollte bis am 17. November bei uns eintreffen und nicht mehr als eine A4-Seite umfassen.

Jeder veröffentlichte Brief wird mit 20 Franken honoriert. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Briefen vor.

Bitte senden Sie Ihre Briefe an Zeitlupe, Leserumfrage, Postfach 642, 8027 Zürich